Barbara Dippelhofer-Stiem (2017): Sind Arbeiterkinder im Studium benachteiligt? Empirische Erkundungen zur schichtspezifischen Sozialisation an der Universität

Rezension von *Christine Steiner*

Im Jahr 2008 startete die Initiative ArbeiterKind.de und erregte binnen kurzer Zeit große Aufmerksamkeit, und zwar nicht nur in den Medien, sondern vor allem auch unter den Jugendlichen, die mittels der Initiative ermutigt und unterstützt werden sollen, ein Hochschulstudium aufzunehmen und auch abzuschließen. Dabei fällt vielleicht erst auf den zweiten Blick auf, dass bei ArbeiterKind.de der Kreis der Förderwürdigen sehr weit gefasst ist: Angesprochen werden nicht nur die namensgebenden Arbeiterkinder, sondern alle, die als erste ihrer Familie studieren. Solche First-Generation-Student/-innen werden inzwischen insbesondere in den angloamerikanischen Ländern als eine von vielen Subgruppen von Studierenden angesehen, die sich durch unterschiedliche Herkünfte und Zugänge zum Studium, aber auch durch spezifische Probleme mit dem Hochschulstudium auszeichnen (exemplarisch *Gohn & Albin* 2006). Im Fall von First-Generation-Studierenden ist dies oft eine mit dem Bildungsaufstieg einhergehende habituelle Unsicherheit, die die Orientierung an der Hochschule erschwert und zu Misserfolgen im Studium führen kann.

Dieser Situationseinschätzung würde Barbara Dippelhofer-Stiem, die den hier zu besprechenden Band vorgelegt hat, sicher uneingeschränkt zustimmen. In ihrer Untersuchung zur Aktualität schichtspezifischer Sozialisation an Universitäten konzentriert sie sich dennoch auf die Studienerfahrungen von Arbeiterkindern. Der Grund dafür ist zunächst, dass Arbeiterkinder in der deutschen Diskussion über ungleiche Bildungschancen insbesondere in den 1960er Jahren eine prominente Rolle gespielt haben. Zu erinnern ist hier an *Ralf Dahrendorfs* (1965) Aufsatz über Arbeiterkinder an der Universität oder die Kunstfigur des katholischen Arbeitermädchens vom Lande, mit der *Picht* (1964) seinerzeit auf gravierende Bildungsdisparitäten aufmerksam machte und auf die auch heute noch gern zur Erläuterung alter und neuer Ungleichheiten in der Bildungsbeteiligung zurückgegriffen wird. Nach Ansicht der Autorin wird diese traditionell benachteiligte Grup-

Barbara Dippelhofer-Stiem (2017): Sind Arbeiterkinder im Studium benachteiligt? Empirische Erkundungen zur schichtspezifischen Sozialisation an der Universiät. Weinheim/Basel: Beltz/Juventa, 169 S., ISBN: 978-3-7799-3490-5

pe inzwischen in Gleichstellungsprogrammen und Diversity-Politiken jedoch selten explizit thematisiert.

Das gelte auch für empirische Studien, in denen die soziale Herkunft der Bildungsaufsteiger/-innen unterschiedlich operationalisiert und auf verschiedene Studienkontexte bezogen wird. Daher ist es Dippelhofer-Stiem ein Anliegen, Klarheit darüber herzustellen, welcher Kreis von Studierenden genau untersucht wird. Gleiches gilt für den theoretischen Bezugsrahmen und die Verständigung über zentrale analytische Begriffe wie soziale Herkunft, soziale Lage oder Bildungsferne. Die Autorin hat daher nicht nur empirisches Interesse an den Lebens- und Lernsituationen von Studierenden aus Arbeiterfamilien, sondern auch ein theoretisches Anliegen. Sie möchte sozialisationstheoretische Konzepte für die Analyse der Situation von Studierenden fruchtbar machen (S. 16). Zugleich ist das für sie auch eine methodische Notwendigkeit, denn dem Datensatz des 12. Konstanzer Studierendensurvey, den sie für ihre empirischen Analysen nutzt, läge keine spezifische theoretische Konzeption zugrunde, als kontinuierliche Sozialberichterstattung folge er vielmehr Ad-hoc-Annahmen zur sozialen Lage von Studierenden.

Dieses Vorhaben wird in insgesamt vier, den einleitenden Ausführungen folgenden Kapiteln umgesetzt. Im zweiten Kapitel wird der sozialisationstheoretische Bezugsrahmen rund um den Begriff der schichtspezifischen Sozialisation vorgestellt. Das dritte Kapitel ist der Erläuterung methodologischer Grundlagen und der Vorstellung des Datensatzes vorbehalten. Im vierten Kapitel werden die Untersuchungsergebnisse vorgestellt und diskutiert. Im letzten Kapitel werden die wesentlichen Befunde zusammengefasst und Empfehlungen für die Praxis abgeleitet.

Auf den ersten Blick scheinen sozialisationstheoretische Konzepte für das Vorhaben der Studie naheliegend. Allerdings sind sie oft so abstrakt und unscharf, dass ihre Nutzung für die Operationalisierung empirischer Daten eine Herausforderung darstellt. Dippelhofer-Stiem sieht jedoch genau darin die Chance für die von ihr angestrebte theoretische Post-hoc-Fundierung des genutzten Datenbestandes. So folgt im zweiten Kapitel nach einer kritischen Würdigung der verschiedenen, in empirischen Untersuchungen genutzten Operationalisierungen sozialer Herkunft eine Erörterung der vielschichtigen Aspekte des Sozialisationsbegriffes. Die Autorin konzentriert sich dabei auf drei Dimensionen, die die meisten Sozialisationskonzepte teilen: Zeitstrukturen und Prozesscharakter, gesellschaftliche Bedingungen und Kontexte sowie Transaktionalität und Handeln des Subjektes (S. 26). Für jede Dimension werden verschiedene Konzepte und damit verbundene Forschungsrichtungen ausführlich vorgestellt. So wird etwa für die zeitlichen Strukturen des Sozialisationsprozesses u.a. auf das Lebensverlaufskonzept, für die kontextuellen Bedingungen auf den sozial-ökologischen Ansatz Uri Bronfenbrenners und für individuelle Handlungsbezüge auf das Habitus-Konzept von Pierre Bourdieu zurückgegriffen.

Allerdings fallen die aus der Diskussion dieser unterschiedlichen Ansätze abgeleiteten Indikatoren für die empirische Untersuchung recht konventionell aus (S. 50f.). Angesichts der Fragestellung wäre zu erwarten gewesen, dass vor allem dem Studienverlauf und den hochschulischen Kontextbedingungen größere Aufmerksamkeit geschenkt wird, zumal sie in den vorstehenden Ausführungen an verschiedener Stelle aufgegriffen und mit Annahmen über mögliche schichtspezifische Auswirkungen verbunden werden. So wird beispielsweise auf mögliche ambivalente Folgen eines inzwischen zeitlich recht eng getakteten Studiums aufmerksam gemacht, die vielleicht bei Arbeiterkindern aufgrund der damit verbundenen Reduzierung finanzieller Belastung auf Zuspruch trifft, jedoch als Kehrseite einen Verlust an Autonomie birgt (S. 30).

Die verschiedenen Verweise auf die erhobenen Daten des 12. Konstanzer Studierendensurveys machen denn auch deutlich, dass mit den vorgestellten Indikatoren eher die Möglichkeiten und Restriktionen der Datenbasis in Rechnung gestellt werden. Der Bezug zu den vorgestellten sozialisationstheoretischen Konzepten bleibt daher etwas lose, wenngleich sie die Präsentation der Befunde im vierten Kapitel gliedern und auch in den resümierenden Betrachtungen des fünften Kapitels aufgegriffen werden. Letztlich räumt die Autorin ein, dass die Dynamiken von Sozialisationsprozessen auf Basis von Survey-Daten schwerlich einzufangen sind (S. 52).

Das trifft sicherlich zu, wenn individuelle Entwicklungsverläufe in den Blick genommen werden sollen. Da der Survey als Repräsentativbefragung deutscher Studierender an staatlichen Universitäten und Fachhochschulen angelegt ist (S. 67), bieten sich andere Zugänge wie beispielweise der Vergleich Studierender unterschiedlicher Fach- bzw. Hochschulsemester an, um zumindest Hinweise auf Orientierungsprobleme zu Beginn des Studiums und stattgefundene Adaptionsprozesse kurz vor Studienende zu eruieren. Solche Vergleiche werden im Rahmen der Studie durchaus, wenngleich nur für ausgewählte Aspekte unternommen. Dass sie keine größere Rolle spielen, liegt vermutlich an der geringen Zahl von Student/-innen aus Arbeiterfamilien. Von 3.614 Befragten an Universitäten stammen lediglich 260 Studierende aus einer Familie, in der sowohl der Vater als auch die Mutter einer Tätigkeit als Arbeiter/in nachgehen.

Das zeigt zunächst einmal, dass die Gruppe Studierender aus Arbeiterfamilien an Universitäten nach wie vor sehr klein ist und nicht dem – inzwischen stark geschrumpften – Anteil von Arbeiter/-innen an der Gesamtbevölkerung entspricht. Studierende aus Arbeiterhaushalten unterscheiden sich von ihren Altersgefährt/-innen an der Universität auch darin, dass unter ihnen junge Menschen mit Migrationshintergrund überrepräsentiert sind (S. 70f.), mithin ein Hinweis darauf, dass diese kleine Gruppe in sich divers ist. Die Analyse der Angaben zum Bildungs- und Berufsstatus der Eltern, mit der der Vergleich zwischen Studierenden aus Arbeiterfamilien und Angestellten-, Beamten- und Selbstständigen-Haushalten im vierten Kapitel beginnt, zeigt zudem, dass mindestens ein Elternteil, zumeist die Mütter, über die mittlere Reife oder ein höherwertiges Examen verfügt. In der Regel haben die Eltern eine berufliche Ausbildung abgeschlossen und gehen überwiegend einer qualifizierten Erwerbsarbeit nach. Die Autorin folgert daraus, dass der größte Teil der Eltern ihren Töchtern und Söhnen „[…] die Bedeutung formaler Bildung und fachlicher Kompetenzen gleichsam im Alltag vor Augen [führen] (…)“ (S. 79). Sie vermutet, dass diese Bildungsfreundlichkeit die Gymnasiallaufbahn des Kindes unterstützt und befördert hat, wenngleich unübersehbar ist, dass zur höheren Bildung eine gewisse Distanz bestehe und ein eher geringes Einkommen der Eltern eine weitere Hürde darstellen dürfte (ebd.).

Allerdings lassen sich in den umfangreichen Anteils- und Mittelwertvergleichen zu den verschiedensten Indikatoren, die im vierten Kapitel präsentiert und ausführlich kommentiert werden, nur bedingt bedeutende, mit dem familiären kulturellen Erbe und den materiellen Restriktionen verbundene Unterschiede zwischen Studierenden aus Arbeiterhaushalten und Studierenden mit Eltern mit einer höheren beruflichen Stellung ausmachen. So haben Arbeiterkinder beispielsweise im Mittel einen schlechteren Abiturdurchschnitt und sind zögerlicher bei der Entscheidung für ein Studium; im Hinblick auf den tatsächlichen Übergang ins Studium unterscheiden sich die untersuchten Gruppen jedoch kaum voneinander (S. 80f.). Erwartungsgemäß zählt der Bezug von BAföG für Arbeiterkinder häufiger zu den Hauptfinanzierungsquellen des Studiums, unter ihnen sind aber

nicht mehr Studierende anzutreffen, die einer Nebenerwerbstätigkeit nachgehen. Dafür spielen finanzielle Überlegungen, aber auch die Nähe zum Heimatort bei der Auswahl des Hochschulortes für sie eine wichtigere Rolle als für Studierende der Oberschicht (S. 84f.).

Dippelhofer-Stiem weist im Resümee ihrer Befunde dann auch explizit darauf hin, dass die universitäre Sozialisation nicht durchgängig schichtspezifisch gerahmt ist, sich neben Gemeinsamkeiten und graduellen Unterschieden aber in einigen Aspekten auch deutliche Unterschiede zeigen (S. 136f.). Zwei Unterschiede fallen insbesondere auf. Da ist zum einen eine größere Unsicherheit, die sich neben der Studienentscheidung u.a. auch bei der Sorge, das Studium bewältigen zu können (S. 108), aber auch bei der skeptischeren Einschätzung künftiger Beschäftigungsaussichten zeigt (S. 133f.). Zum anderen müssen Studierende aus Arbeiterfamilien härter für ihren Studienerfolg arbeiten (S. 116ff.). Bei letzterem wird jedoch wie auch bei den Unterschieden im kommunikativen Austausch deutlich, dass die Differenzen zwischen den untersuchten Gruppen im Zeitverlauf tendenziell abnehmen (S. 143).

Der Nachweis, dass man den Mangel an Sicherheit und Souveränität, den bereits *Bourdieu & Passeron* (1971) beschrieben haben, noch heute und vor allem in dieser Gruppe erfolgreich Studierender aus Arbeiterhaushalten deutlich erkennen kann, ist ein Verdienst der vorliegenden Studie. Die Unterschiede zwischen den sozialen Gruppen würden vermutlich deutlicher zu Tage treten, wenn vorgängige Bildungsentscheidungen und Studienabbrüche mit einbezogen werden könnten. Angesichts eines weitreichenden sozialen Wandels sowohl der Lebensführungsmuster als auch des Studiums an Hochschulen und Universitäten stellt sich jedoch auch die Frage, wo die sozialen Bruchlinien des Bildungsaufstiegs heute genau liegen. Denn anders als vor mehr als 50 Jahren sind die strukturellen Homologien zwischen ökonomischer Lage und sozialer Lebensführung inzwischen weniger ausgeprägt, sodass Unsicherheiten darüber, wie das eigene Leben aussehen soll und was es dafür braucht, nicht nur bei Arbeiterkindern zu finden sind.

Literatur

Bourdieu, P./Passeron, J.-C. (1971). Die Illusion der Chancengleichheit. Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs. – Stuttgart.

Dahrendorf, R. (1965): Arbeiterkinder an deutschen Universitäten. Recht und Staat in Geschichte und Gegenwart. Eine Sammlung von Vorträgen und Schriften auf dem Gebiet der gesamten Staatswissenschaften. Band 302/303. – Tübingen.

Gohn, L. A./Albin, G. R. (eds.) (2006): Understanding College Students Subpopulations. A Guide for Student Affairs Professionals. NASPA (National Association of Student Personnel Administrators.

Picht, G. (1964). Die deutsche Bildungskatastrophe. – Olten.